

moderneREGIONAL



Bleu – Blanc – Brut (18/3) Saarmoderne
zwischen Frankreich und Deutschland

moderneREGIONAL

Am Ende des Zweiten Weltkriegs stand für das Saarland eine kurze Phase staatlicher Unabhängigkeit mit enger Anbindung an Frankreich. 1955 entschied sich die Bevölkerung für einen Beitritt zur Bundesrepublik. Das prägte auch die Architektur: Im Saarland kamen zwei Spielarten von Nachkriegsmoderne zum Tragen, die ihren Niederschlag in Bauten und Planungen im ganzen Land fanden. Ihre Synthese ist einzigartig, aber immer noch viel zu unbekannt.

Marco Kann und C. Julius Reinsberg

- [3 – 8]** Marco Kany
LEITARTIKEL: Mit großer Geste
- [9 – 14]** Carsten Diez
FACHBEITRAG: Plattenbau à la française
- [15 – 20]** Karin Berkemann
FACHBEITRAG: Sacre brut
- [21 – 25]** Axel Böcker
FACHBEITRAG: Ein Habitat für Beamte
- [26 – 29]** C. Julius Reinsberg
PORTRÄT: Innere Angelegenheiten
- [30 – 32]** Kerstin Renz/Marco Kany
FOTOSTRECKE: Neue Schulen
- [33 – 37]** Interview mit DW Dreysse
„Monsieur l’Architecte“

LEITARTIKEL: Mit großer Geste

von Marco Kany



Saarbrücken, ehem. Französische Botschaft (Bild: Marco Kany)

Peter Behrens und Le Corbusier stehen für zwei Fäden der Moderne, die in der deutsch-französischen Nachkriegsarchitektur im Saarland zusammentreffen: Hier das geschickte Multi-Talent, das über die Industrie auf allen Maßstabsebenen entscheidende Impulse gibt. Dort der romanisch geprägte Künstler-Architekt, der die großen Pflöcke einschlägt, entlang derer die Moderne zum weltweiten Erfolg wird – und halbnackt in seinem Cabanon am Strand Muscheln sammelt und die Wände bemalt. Diese beiden Pole – hier mit dickem Pinsel und grob vereinfachend karikiert – unterscheiden die Pfade der Moderne in Deutschland und Frankreich und prägen auch das Bauen im Saarland nach dem Zweiten Weltkrieg.

In Deutschland

Ihre Auftaktimpulse erhielt die Architekturmoderne in Deutschland durch die Industrie. Für deren neue Bauaufgaben wurde das klassizistische Repertoire monumental übersteigert und/oder expressiv überhöht. Die Gleichzeitigkeit von expressionistischer und funktionalistischer Architektur ist für Deutschland kennzeichnend. Die nationalsozialistische Herrschaft bedeutete architektonisch bekanntlich

moderneREGIONAL

einen Wechsel hin zum historisierend-pathetischen Größenwahn, die Moderne kam allenfalls bei Industriebauten zum Zug. Nach dem Zweiten Weltkrieg wollte die Bundesrepublik an die „weiße Moderne“ anknüpfen, allerdings waren die besten Architekten dieses Stils tot oder emigriert. Beim Wiederaufbau der zerstörten Städte gab es zwei Lager: Die einen wollten den Vorkriegszustand wiederherstellen – die anderen einen Neuanfang im Sinne der Architekturmoderne mit Grün- und Freiräumen und einer autogerechten, funktionsentmischten Stadt („Ville Contemporaine“).

Comme en France

In Frankreich gab es diesen Bruch so nicht und folglich auch keine Wieder-Anknüpfung. Auf dem Humus der Académie des Beaux-Arts und des Art déco erschlossen stattdessen Architekten wie Le Corbusier den Stahlbeton für die Moderne. Die Absolventen der École des Beaux Arts entwarfen Leitlinien für den Ausbau der Metropolen, um die neuen Erfordernisse des Verkehrs mit der Umgestaltung der Stadt in Einklang zu bringen. Sie hatten republikanisch-sozialistische Ziele, die auf privaten Grundbesitz kaum Rücksicht nahmen.

Le Corbusier hatte 1920 im „L'Esprit Nouveau“ die Prinzipien formuliert, die nach dem Zweiten Weltkrieg auch auf Saarbrücken und andere Städte im Saarland angewandt wurden. Georges-Henri Pingusson, die zentrale Figur beim Wiederaufbau in Saarbrücken und einer der prominentesten Vertreter des „Mouvement Moderne“, hatte seine Karriere mit dem Hotel Latitude 42 in Saint Tropez begonnen, das mit der Binnen-Erschließung des französischen Südens für den Massentourismus entstanden war. Der autoritäre „État français“ sah überall staatliche Interventionen in den Städtebau vor. Schon während des Zweiten Weltkriegs hatte die Vichy-Regierung für den Wiederaufbau der französischen Städte geplant, was später auch auf das Saarland angewandt wurde. Der Wiederaufbau Saarbückens bezog sich direkt auf den Wiederaufbau von Le Havre (von Perret), Maubeuge und Sotteville-les-Rouens. Diese enge Verbindung französischer und deutscher Planungsprozesse zeichnet in diesem Heft das Interview mit dem Architekten DW Dreysse nach.



Saarbrücken, ehem. Französische Botschaft (Bild: Marco Kany)

Ein neuer Geist

Die ersten bahnbrechenden Nachkriegsbauten im Saarland dienten als Symbole und Boten einer neuen, an Frankreich orientierten und demokratischen Zeit. Die saarländischen Städte sollten dem „Esprit Nouveau“ folgen, das Leben ihrer Bewohner erleichtern und die französische Hegemonialmacht sichern. Die beiden Traditionslinien, die sich in der Nachkriegsarchitektur des Saarlands zeigen, sind eng miteinander verbunden. So hatte nicht nur Le Corbusier selbst bei seinem Aufenthalt im Atelier von Peter Behrens in Potsdam-Neubabelsberg bei Berlin (1910-11) entscheidende Impulse erfahren. Auch einer seiner ersten entscheidenden Bauaufträge für die Mustersiedlung Weißenhof in Stuttgart (1927) war nach den programmatischen „Fünf Punkten zu einer neuen Architektur“ entworfen.

Noch wichtiger für das Saarland ist die Charta von Athen, die auf dem IV. CIAM-Kongress unter Federführung Le Corbusiers formuliert wurde. In Saarbrücken berief die französische Militärregierung Georges-Henri Pingusson, der mit der „Equipe des Urbanistes de la Sarre“ einen Wiederaufbauplan mit breiten Straßen und riesigen Wohnblocks vorlegte. Die Umsetzung scheiterte, da man massive Enteignungen hätte durchführen und das unterirdische Infrastrukturnetz aufgeben müssen. Das Saarland wurde 1957 mit der „Kleinen Wiedervereinigung“ politisch und 1959 wirtschaftlich der Bundesrepublik angeschlossen. Der französischen Bau- und Planungskultur blieb keine Zeit, sich nachhaltig zu verankern. Wohl aber stellte sie wichtige Weichen und drückte dem Saarland ihren Stempel auf. Viele Bauten zeugen bis heute von der historisch eigenständigen Nachkriegsmoderne dieses Bundeslands.

Zum Beispiel: Bildungsbauten

Die KZ-Gedenkstätte „Neue Bremm“ in Saarbrücken, entworfen von André Sive 1947, ist das naheliegendste Symbol für den französischen Beitrag zum Sieg über den Nationalsozialismus. Schon 1947 weihte der französische Militärgouverneur die Gedenkstätte ein. Sive leitete zusammen mit Marcel Roux das Team der „Section urbanisme et Reconstruction“ im Saarland. Auch die „Marschall-Ney-Schule“ (heute Deutsch-Französisches Gymnasium), 1949 bis

1954 von Pierre Lefèvre in Saarbrücken gebaut, hat einen hohen Zeichenwert: Auf dem Gelände der ehemaligen Ulanenkasernen trat die Bildung sinnfällig an die Stelle des Militärs. Darüber hinaus war das Gymnasium nicht nur der erste saarländische Neubau einer Schule nach dem Krieg, sondern auch einer der ersten Stahlbetonbauten im Land. Vor diesem Hintergrund wirft die Fotostrecke in diesem Heft einen lohnenden Blick auf die Saarbrücker Schulen der 1950er Jahre.

Zum Beispiel: Wohnbauten

Die „Grands Ensembles“ der französischen Nachkriegsstädte befeuerten das industrialisierte Bauen, das sich auch auf das Saarland auswirkte: Das Beamtenwohnhaus Habitat am Stockenbruch von Jean Schoffit aus dem Jahr 1953 wurde als achtgeschossiger Stahlbetonbau mit 48 Wohnungen errichtet. Auch die beiden fünfgeschossigen Professoren-Wohnhäuser in Saarbrücken-St. Johann (Bruchwiese) vom Pariser Architekten Marcel Roux entstanden 1951 nach den Vorgaben des Pingusson-Plans von 1947. Dem Weg des industrialisierten Bauens folgt in diesem Heft der Fachbeitrag von Carsten Diez am Beispiel des französischen Plattenbausystems Camus-Dietsch.

Zum Beispiel: Prestigebauten

Kaum ein Gebäude verdichtet den Wiederaufbau des Saarlands so sehr wie die (ehemalige) Französische Botschaft in Saarbrücken von Georges-Henri Pingusson (mit Bernhard Schultheis und Hans Bert Baur) aus dem Jahre 1954. Der Komplex setzt sich aus einem schmalen Verwaltungshochhaus und einem Flachbau zusammen. Französisches Sendungsbewusstsein im wahrsten Sinne des Wortes zeigt die avantgardistische Sendehalle des Senders „Europe 1“ in Überherrn-Berus, die Jean-François Guédy und Bernard Laffaille (später Eugène Freyssinet) 1955 entworfen haben. Die Spannbetonkonstruktion ohne Stützpfeiler war der weltweit erste Großbau mit einem aus Beton gegossenen Dach, das auf vorgespannten Seilen hängt. Am Beispiel beider Bauten porträtiert C. Julius Reinsberg in

diesem Heft, wie sich gerade bei den scheinbar unwichtigen Details der Innenausstattung eine besondere Mischung aus technischer Innovation und „Élégance“ herausbildete.

Zum Beispiel: Kirchenbauten

Nicht zuletzt war es die rheinische Kirchenarchitektur, die der saarländischen Nachkriegsmoderne eine neue Richtung gab. Dominikus und Gottfried Böhms schufen beispielsweise für St. Albertus Magnus in Saarbrücken 1954 einen eiförmigen Bau aus 70.000 Ziegeln der Vorgängerkirche. Für Maria Königin verband Rudolf Schwarz ebenfalls in Saarbrücken 1959 rotbraunen Sandstein mit einem aufsehenerregenden Stahlbeton-Gerüst. Neben solchen anerkannten Inkunabeln schlummern an der Saar weitere bedrohte, veränderte oder bereits verlorene Kirchbauschönheiten. Deren Spuren folgt Karin Berkemann in diesem Heft – und wirft damit einen Blick auf die nachfranzösischen Jahre.

FACHBEITRAG: Plattenbau à la française

von Carsten Diez



Saarbrücken, Bungalow Camus-Diez (Bild: Marco Kany)

Das zerstörte Saarland war nach Kriegsende für Architekten und Stadtplaner eine „Terre Promise“ – ein gelobtes Land – des neuen Bauens. Auch der Konstrukteur Jean Prouvé wurde von der Aussicht gelockt, hier seine Metallhaus-Ideen im großen Stile umsetzen zu können. Auf seine Empfehlung an die französische Militärregierung hin kam ebenso sein Freund, der Architekt G. H. Pingusson. Für beide standen im Saarland alle Türen offen: Prouvé wollte in Zusammenarbeit mit der Dillinger Hütte tausende Metallhäuser bauen. Pingusson träumte von einer modernen Stadt, wie Le Corbusier sie zu Beginn der 1920er Jahren entwickelt hatte.

Die Metallhäuser des Jean Prouvé

Wie nach dem Ersten Weltkrieg beflügelte auch 1945 die Kraft zum Utopischen erneut die Innovation. Doch war dies mit einem Metallbau vereinbar, einem Leichtbau, bei dem schon die Konstruktion eine mögliche Mobilität aufzeigt? Nach dem Krieg hatten viele Menschen dagegen das Bedürfnis nach Stabilität und Bodenbeständigkeit – Werte, die nur der Massivbau aus Beton und Stein garantieren konnte. Daher musste Prouvés ehrgeiziger Plan der „Maison Sarre“ von 1946 wohl scheitern. Ein 1947 in den Saarbrücker Saaranlagen

moderneREGIONAL

errichtete Musterhaus trug zwar noch Prouvés Handschrift (mit Pierre Lefèvre), entsprach aber nicht seinen Ansprüchen. Zurückgekehrt nach Frankreich, entwickelte Prouvé aus der „Maison Sarre“ neue Varianten.

Jean Prouvés Bewunderung für die Automobilindustrie, insbesondere für André Citroën, war bestimmend für sein Schaffen. Er sah das Auto als perfektes Gehäuse und Vorbild seiner Häuser. So entwickelte er ein Gebäude namens „la Maison Citroën“, das 1951 in Paris ausgestellt wurde. Prouvé hoffte, dass die Mitarbeiter der Firma Citroën darin wohnen würden. Daraus wurde zwar nichts, doch die Idee war nicht aufzuhalten – allerdings nahm sie durch Raymond Camus nun den gegenläufigen Weg.

Raymond Camus setzt auf Beton

Camus, ein ehemaliger Citroën-Ingenieur, übertrug die in der Automobilindustrie erprobten Rationalisierungsmethoden auf den Hochbau. Der Anstoß kam vom Wiederaufbauministerium, das in der Betonvorfertigung die Lösung der enormen Wohnungsnot sah, besonders unter dem Druck der Zement-Lobby. Befördert wurde dies durch Le Corbusier, der mit dem Bau der ersten „Unité d’Habitation“ in Marseille (1947-52) den Beweis erbracht hatte, dass dem Beton in Frankreich die Zukunft gehörte.

Raymond Camus ließ sich sein Plattenbausystem patentieren und verschrieb sich der Aufgabe, der Wohnungsnot mit einer industriellen Bauweise zu begegnen. Sein erster Auftraggeber waren die verstaatlichten lothringischen Kohleminen. Die Bergmannsfamilien, bislang notdürftig in Baracken untergebracht, sollten künftig in modernen Cités wohnen. Zu diesem Zweck gründete Camus mit dem örtlichen Bauunternehmen Dietsch ein Fertigteilwerk in Marienau-les-Forbach, im Osten Frankreichs nahe der deutschen Grenze. In zehn Jahren konnten insgesamt 6.000 Wohnungen im lothringischen Kohlerevier errichtet werden. Seit den 1960er Jahre wurden Lizenzen des Camus-Systems in viele europäische Länder verkauft, vornehmlich in den damaligen Ostblock. Die Sowjetunion wiederum entwickelte die Bauweise auf Basis der Camus-Patente weiter und exportierte die Großtafelbauweise später in die DDR zurück.

Die Lösung der Wohnungsfrage

Noch in den frühen 1960er Jahren herrschte im Saarland große Wohnungsnot, vor allem in den Ballungsgebieten. Angesichts des erwarteten Zuzugs von DDR-Flüchtlingen einerseits und von Arbeitskräften für die wachsende Montanindustrie andererseits musste sich die Planungsstrategie grundlegend ändern. Die im Saarland weit verbreitete Eigenheimförderung reichte nicht aus, genügend Wohnungen bereitzustellen. Auf französischer Seite, wo man sich mit ähnlichen Entwicklungen konfrontiert sah, wurden bereits Mitte der 1950er Jahre industrielle Methoden im Wohnungsbau angewandt. In Farébersviller wurde etwa nach Plänen von G. H. Pingusson in fünf Jahren mit dem Fertigteilssystem der Fa. Camus-Dietsch eine Cité mit 1.678 Wohneinheiten (WE) aus dem Boden gestampft. Andere Großsiedlungen im Département Moselle wie Behren-les-Forbach (2.640 WE) und Freyming-La Chapelle (1.068 WE) folgten.

Wegen des Rückgliederungsprozesses in die Bundesrepublik setzte der Siegeszug der Platte im Saarland erst 1962 ein. Zuerst wurden bis 1965 auf der Folsterhöhe am Saarbrücker Stadtrand fast 1.000 Wohnungen im Camus-Dietsch-Verfahren errichtet. Parallel dazu entstand zwischen 1962 und 1964 auf dem Eschberg ein neuer Stadtteil mit 1.518 Wohneinheiten. Hier finden sich Vertreter aller Typologien: vom Punkthochhaus über mehrgeschossige Wohnzeilen bis zum Einfamilienreihenhaus. Dies war auch für die Folsterhöhe vorgesehen, aber als die geplante Nachverdichtung mit Reihenhäusern nicht kam, blieb ein isoliertes Ensemble aus hohen Zeilenbauten. In der Folgezeit entstanden im Saarland weitere Großsiedlungen in Fertigteilbauweise. Zwischen 1964 und 1968 wurden nach einem Konzept des Stadtplaners Ernst May die Siedlung Winterfloß (711 WE) im Neunkircher Stadtteil Wellersweiler errichtet, wie beim Eschberg in gemischter Bauweise. Daneben entstanden mit dem Camus-System weitere großmaßstäbliche Gebäudeensembles als Nachverdichtungen in bestehenden Strukturen, so z. B. im Saarbrücker Stadtteil Rodenhof und in Saarlouis.

moderneREGIONAL



Saarbrücken, Bungalow Camus-Diez (Bild: Marco Kany)

Verdichtete Flachbauweise

Während beim Massenwohnungsbau im Saarland das Camus-System dominierte, experimentierten die französischen Nachbarn mit neuen Bautechniken und Siedlungsformen. Zwischen 1960 und 1972 plante der Architekt Émile Aillaud in Forbach die Cité Le Wiesberg nach organisch-künstlerischen Prinzipien und wendete beim Bau der 1.228 Wohneinheiten das neuartige Gleitschalungssystem an, das im Gegensatz zur starren Großtafel freiere Bauformen erlaubte.

Eine gänzlich andere Form der Großsiedlung findet sich in der Wohnstadt Überherrn. Das Demonstrativbauvorhaben des Bundes wurde ab 1959 unmittelbar an der deutsch-französischen Grenze als neue Stadt für 20.000 Einwohner konzipiert, die den Zuwanderungsdruck abfedern sollte. Da infolge des Berliner Mauerbaus 1961 der Zuzug von Flüchtlingen ausblieb, zudem noch die Kohlekrise einsetzte, wurde in den Jahren 1963 bis 1968 mit 509 Wohneinheiten nur ein kleiner Teil des ursprünglichen Plans verwirklicht. In verdichteter, ein- und zweigeschossiger Flachbauweise entstanden abwechselnde Gruppierungen aus Hof-, Winkel- und Reihenhäusern. Trotz Verzicht auf Fertigteile konnten durch die Beschränkung auf vier einheitliche Gebäudetypen dennoch niedrige Baukosten erzielt werden.

Von der Platte zum Bungalow

Als der Erfolg der Großtafelbauweise in Westeuropa langsam nachließ, wollte die Firma Camus-Dietsch ab Mitte der 1960er Jahre mit angepassten und individualisierbaren Systemen stattdessen neue Märkte erschließen. Wieder diente das Saarland als Testmarkt. Den Startpunkt setzte die Fertighausausstellung 1964 auf dem Saarbrücker Eschberg. In Saarbrücken wurde eine Tochtergesellschaft gegründet, die bis in die 1980er Jahre beiderseits der Grenze viele Fertigteilibauten verwirklichte: von Bungalows über Doppel- und Reihenhäuser bis hin zu Wohnheimen. In einem zweisprachigen, vom Schweizer Grafiker und Leiter der Saarbrücker Werkkunstschule Robert Sessler gestalteten Katalog konnte man sich sein Wunschheim zusammenstellen. Die Planung übernahm ein auf das Ca-

moderneREGIONAL

mus-Verfahren spezialisiertes Team bekannter Saarbrücker Architekten, aus dem später die Gesellschaft für Bauplanung und internationale Cooperation (INCOPA) hervorging. Bis zur Schlüsselübergabe war das französische Unternehmen aus Marienau in Kooperation mit deutschen Firmen zuständig. Trotz breiter Konkurrenz (auch und gerade aus der Bundesrepublik) galt das französische System im Saarland als Inbegriff für günstiges, fortschrittliches und schnelles Bauen – nicht nur für große Bauträger, sondern auch für das private Eigenheim. Trotz dieser Erfolge musste die Firma Camus-Dietsch 1982 Insolvenz anmelden. Im gleichen Jahr wurde die Produktion eingestellt. Damit endete nicht nur ein bedeutendes Kapitel der industriellen Systembauweise, sondern auch ein erfolgreicher Abschnitt des grenzüberschreitenden Planens und Bauens.

FACHBEITRAG: Sacre Brut

von Karin Berkemann



Saarlouis, ehem. Christkönigkirche, umgenutzt zum Kindergarten (Bild: Sven Paustian)

Es gibt sie noch, die schönen Fälle, mit denen Denkmalpfleger und Kirchenvertreter gleichermaßen glücklich sind: Aus der profanierten Christkönigkirche von Saarlouis wurde jüngst ein Kindergarten. Der brutalistische Bau ist nur einer von vielen bemerkenswerten modernen Gottesdiensträumen des Saarlands. Durch die Zusammenarbeit deutscher Architekten mit französischen Künstlern in der frühen Nachkriegszeit, durch die folgenden Siedlungs- und Industrialisierungsschübe entstanden hier Kirchen, die sich im bundesweiten Vergleich sehen lassen können. Viele von ihnen bekamen jedoch in den letzten Jahren den sozialen wie kirchlichen Strukturwandel der Region zu spüren: Manche haben eine Umnutzung erfahren, andere warten geschlossen auf eine Lösung oder sind endgültig abgerissen. So lohnt ein kleiner Blick auf die verbliebene, versunkene und verwandelte Kirchenlandschaft von Saarbrücken, Saarlouis und Co.

Vorzeigebeispiele

Schon 1954 wussten Dominikus und Gottfried Böhm für die Saarbrücker Kirche St. Albert virtuos mit Beton umzugehen. Mit einer eleganten Skelettkonstruktion umfasste und überfing das rheinische Ar-

moderneREGIONAL

chitektenduo einen roten Ziegelbau auf ovalem Grundriss. Im Herbst 1944, wenige Wochen nach der Zerstörung der Vorgängerkirche, hatte der Gemeindepfarrer mit Dominikus Böhm mit der Planung einer neuen Kirche begonnen. Heute schätzen Gemeinde und Fachleute den außergewöhnlichen Bau gleichermaßen. Netzwerke wie „Resonanzen“ oder die „Straße der Moderne“ tragen dazu bei, Kirchen wie St. Albert bei Besuchern des Saarlands bekannter zu machen.

Auch in Saarlouis setzte der Trierer Architekt Günter Kleinjohann 1968 auf das formbare Material Beton: Doch statt einer filigranen Konstruktion schuf er einen hochgeschlossenen Quader mit charakteristischen Betonlamellen. Bis 2010 wurde die katholische Christkönigkirche aufgegeben, im selben Jahr kam sie unter Denkmalschutz. Nach einem Architektenwettbewerb und im Gespräch mit Kleinjohann konnte das Büro FLOSUNDK 2017 den Umbau zur Kindertagesstätte vollenden. Die notwendigen Räume wurden als hölzerne Boxen in den großen Saal eingestellt, deren „Dächer“ wiederum als Spielfläche für die Kinder dienen. An der Hangseite fügten die Architekten den notwendigen Ergänzungsbau sensibel auf Sockelhöhe an. Die Betonlamellen wurden in der Form der Holzeinbauten wieder aufgegriffen, wichtige Sichtachsen blieben erhalten und die Fassadenflächen unverkleidet.

Die Wandlung vom Gottesdienstraum zum Kindergarten ist inzwischen ein Klassiker: Für die Kommune besteht Bedarf, die kirchliche Seite freut sich über den sozialen Ertrag und den Symbolwert. Auch in Saarbrücken ging man für die 1957 geweihte Bonifatiuskirche 2013 diesen Weg. In der Landeshauptstadt sind ebenso andere Beispiele einer sozial-kulturellen Nachnutzung belegt: St. Martin (1964) wurde 2010 geschlossen und zum „Kunsthause“ umfunktioniert. Die Markuskirche (1965) dient seit 2007 als Übungsraum für die Tanzsport-Gesellschaft Grün-Gold Saarbrücken. Und die Kirche St. Mauritius (1956) kann bereits auf 15 Jahre im Dienst der Musikhochschule zurückblicken.

Eine Stadt halbiert sich

Die Vielfalt im Umgang mit geschlossenen Kirchen spiegelt sich auf kleinem Raum in Neunkirchen/Saar. Noch in den 1950er und 1960er



Oben: ehem. Christkönigkirche, umgenutzte zum Kindergarten (Bild: Sven Paustian); unten: Saarbrücken-Klarenthal, St. Antonius, geschlossen (Bild: Marco Kany)

moderneREGIONAL

Jahren druckte man hier seine Neubauten stolz auf Postkarten, darunter etwa die Großwohnsiedlung Winterfloß im Stadtteil Wellesweiler. Immer häufiger werden solche Zeugen der Nachkriegsmoderne verändert, abgewickelt oder abgerissen. Der Umbruch der ehemaligen Neubaugebiete trifft auch die mit ihnen errichteten Kirchenbauten. Die 2015 geschlossene Pauluskirche beispielsweise, ein 1955 nach Entwürfen des Architekten Rudolf Krüger eingeweihter Bau, wurde vor Kurzem an eine koptische Gemeinde verkauft.

In ganz Neunkirchen markierte das Jahr 2015 einen tiefen Einschnitt in die moderne Kirchenlandschaft: Von sechs protestantischen Gottesdiensträumen wurden drei geschlossen. Neben der Pauluskirche war dies die 1960 fertiggestellte evangelische Kirche im Kohlhof. Inzwischen ist die denkmalgeschützte „Zeltkirche“ – errichtet als Holzmontagesystem nach einem Entwurf von Helmut Duncker – verkauft und privat genutzt. Ebenfalls 2015 wurde die evangelische Friedenskirche, eingeweiht 1959, geschlossen. Der Bau soll, so 2018 die Aussage der Gemeinde, wohl abgerissen werden. Nicht mitgezählt wurde das bereits 2003 geschlossene und 2009 niedergelegte Evangelische Paul-Gerhardt-Haus im Lerchenweg.

Ähnlich stellt sich die katholischer Seite dar: In Neunkirchen-Wellesweiler musste St. Johannes der Täufer (1960) bereits 2009 einem Kirchnerneubau weichen. 2015 verlor die 1960 geweihte Piuskirche die liturgische Nutzung. Ebenso erging es 2015 der 1954 fertiggestellten Kirche Herz Jesu. Der katholischen Gemeinde blieben am Ende zwei Gottesdienststätten: St. Marien und St. Vincenz. Und so ökumenisch hoffnungsvoll sich der oben genannte Verkauf der evangelischen Pauluskirche an die Kopten ausnimmt – vor Kurzem endete eine bereits lange Jahre bewährte Simultannutzung: Die 1958 geweihte, seit 1972 von Katholiken und Protestanten gleichermaßen bespielte Kirche St. Barbara wurde 2015 geschlossen und abgerissen.

Von der Bildfläche verschwunden

Die Suche nach einem solchen abgerissenen Kirchenraum gestaltet sich häufig schwierig. Allzu oft sind sein Name, seine Gestaltung und Geschichte schon von der Gemeinde-Homepage getilgt. Und

wenn der Bau nicht von einem seinerzeit fleißig publizierenden Architekten stammt oder jüngst von einer Promotion gewürdigt wurde, wird man von außen selten auf eine untergegangene Kirche aufmerksam. Selbst wenn der Abriss erst rund zehn Jahre zurückliegt und der Bau einst das Ortsbild prägte – wie im Fall von St. Josef in Mettlach. Glaubt man Bildern aus der Bauzeit, schien der 1965 geweihte Bau einst die kleine Lutwinussiedlung fast zu sprengen. Seit dem Abriss der Kirche im Jahr 2005 sind ihre Spuren bestenfalls noch in der liebevoll zusammengetragenen Fotodokumentation eines örtlichen Heimatforschers nachzuschlagen.

Solche Veröffentlichungen sind eine Form des Trauerns und Gedenkens, das jede Gemeinde, jeder Anwohner, jeder Kunstliebhaber auf seine je eigene Weise angeht. Manche bergen und magazinieren Kirchenfenster, andere sammeln Bilder und Informationen online. Da werden Gedenktafeln angebracht, Grundsteine und Kreuze zur ehemaligen Mutterkirche oder zum neuen Gemeindemittelpunkt hin mitgenommen. Erinnerungen heften sich an Dinge – und mit den Dingen suchen wir unsere Erinnerungen vor dem Zugriff, vor der Zerstörung durch Dritte zu sichern.

In der Zusammenschau können all diese individuellen Schritte dabei helfen, einen wichtigen Teil der einstigen modernen Kirchenlandschaft an der Saar zumindest für die Forschung zu bewahren. Denn die wahre Schönheit, die wahre Bedeutung einer Böhm- oder Schwarz-Kirche erschließt sich erst im Vergleich mit den nicht minder schätzenswerten „normalen“ Kirchen jener Jahre. Eine Binsenweisheit, die der Denkmalpflege spätestens seit dem Ende des 20. Jahrhunderts vertraut ist: Unsere Vergangenheit ist an Burgen und Kirchen ebenso ablesbar wie an Fachwerk- und Tagelöhnerhäusern. Kirchbaugeschichte wurde nicht nur in Hochglanzarchitekturmagazinen geschrieben, sie fand ebenso – und wahrscheinlich mehrheitlich – in der Fläche, im Alltag statt.

Da geht noch was

Viele von einer Schließung betroffene Kirchen befinden sich noch im Umbruch, warten auf eine bessere Zukunft. Im letzten Jahr wurde etwa die Versteigerung des 2009 geschlossenen Klosters Heiligenborn (1952, György Lehoczky) in Bous anberaumt. Während die-

moderneREGIONAL

se imposante Anlage in ihrer Formensprache eher in die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zurückweist, trifft dasselbe Schicksal auch brutalistische Kirchenräume. St. Antonius von Padua, an der Grenze zwischen Völklingen-Fenne und Saarbrücken-Klarenthal gelegen, entstand 1965 nach Plänen des Architekten Konrad (Konny) Schmitz als selbstbewusst geometrischer Baukörper. Seit 2013 stillgelegt, steht die denkmalgeschützte Kirche seit Längerem zum Verkauf. Im besten Fall kann eine solche Atempause letztlich auch zum Guten führen, so wie bei der zu Beginn beschriebene Christkönigkirche von Saarlouis.

FACHBEITRAG: Ein Habitat für Beamte

von Axel Böcker



Saarbrücken, Habitat am Stockenbruch (Bild: Marco Kany)

Im Saarbrücker Stadtteil St. Annual entstand nach Planungen des elsässischen Architekten Jean Schoffit einer der frühesten Hochhausbauten in Deutschland. Schoffit lebte 1948/49 in Saarbrücken und war als stellvertretender technischer Leiter des Wiederaufbauamts der Landesregierung vor allem für die Abwicklung öffentlicher Ausschreibungen zuständig. Das Beamtenwohnhaus im Stockenbruch ist das einzige Bauwerk, das seiner Autorenschaft zugeordnet werden kann. Zusammen mit dem Bauingenieur Walter Wundrack, der ebenfalls dem Mitarbeiterstab des Wiederaufbauamtes angehörte, entwickelte er das halbrunde Wohngebäude in Betonskelettbauweise, das als Typenbau relativ standortunabhängig war (Der Standort des Gebäudes im Stockenbruch im Stadtteil St. Annual geht im Wesentlichen auf die Tatsache zurück, dass die öffentliche Hand dort über passendes Bauland verfügte).

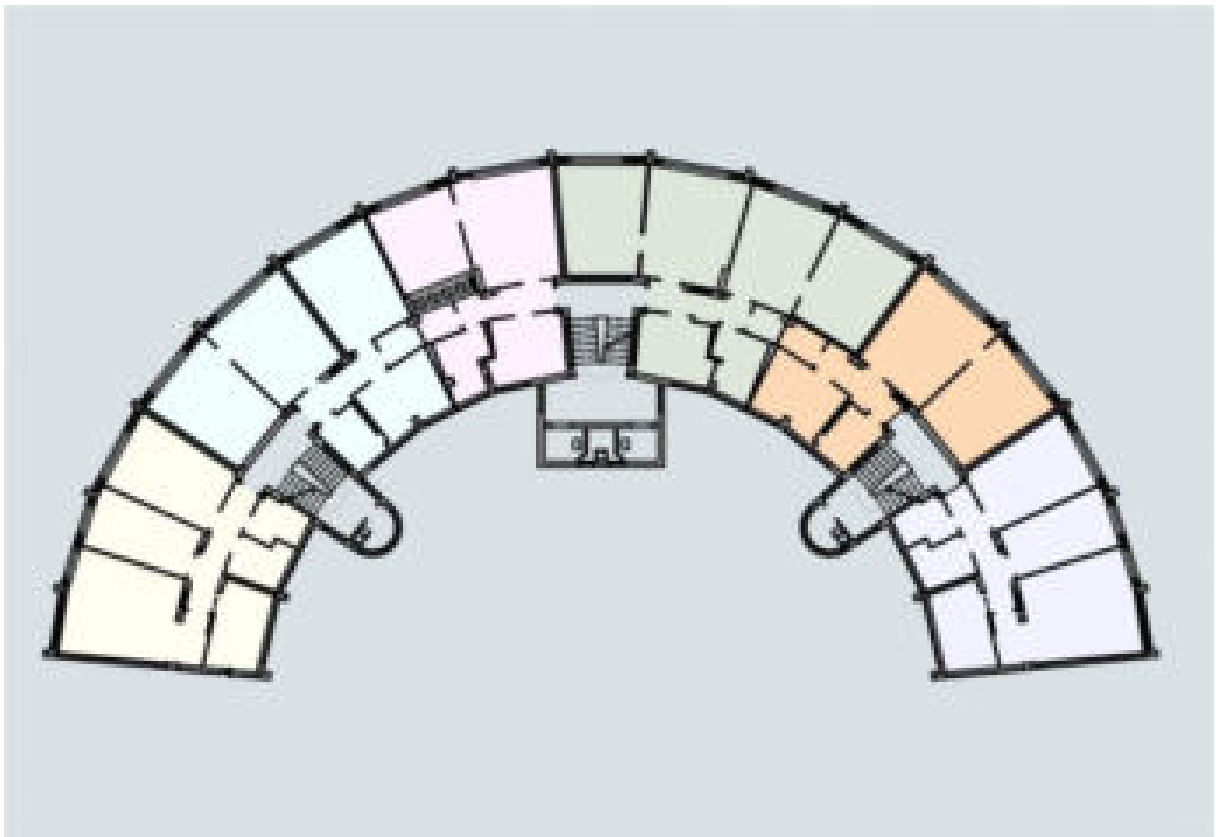
Ein Kindergarten auf dem Dach

Die äußere Form des Baus steht in auffälligem Gegensatz zu den Hochhausscheiben, die der französische Architekt Georges-Henri Pingusson als „Architecte en chef“ der französischen Militärregierung an der Saar für den Wiederaufbau und die Neukonzeption der zerstörten Bereiche der Stadt Saarbrücken vorgesehen hatte. Der Architekt Schoffit war sich dieses Gegensatzes durchaus bewusst. Gegenüber Pingusson und dessen Planungsstab trat er durchaus selbstsicher auf, nachdem Ministerpräsident Johannes Hoffmann sich ausdrücklich für das „Projekt Schoffit“ entschieden hatte, dessen Realisierung durch einen Alternativentwurf des im Referat „Architektur“ des Wiederaufbauamts tätigen Architekt Friedrich-Karl Rheinstädter in Frage gestellt worden war.

Auf acht Geschossen weist der Musterbau Wohnungen in unterschiedlichen Größen auf, in denen einzelne Baudetails wie abgerundete Türleibungen an die halbrunde Form des Gesamtbauwerks erinnern. Die vertikale Erschließung erfolgte durch drei Treppenhäuser sowie zwei Fahrstühle im Zentrum des Gebäudes. Die Treppenhäuser sind über laubengangartige Flure miteinander verbunden. Ähnliche Gänge finden sich auch in den Architekturen der Moderne der 1920/30er Jahre in Frankreich (so beispielsweise im Hotel Latitude 43 von Georges-Henri Pingusson). Auch die mit Glasbausteinen versehenen halbrunden Abschlüsse der Seitentreppenhäuser verweisen auf diese Vorbilder.

Ein weiteres emblematisches Motiv in der Architektur der Nachkriegsmoderne ist der Kindergarten, der auf der Dachterrasse des Gebäudes geplant war, jedoch zu keinem Zeitpunkt entsprechend genutzt wurde. Hier liegt der Bezug jedoch nicht in der Art und Weise der Ausführung, sondern in der Positionierung der Funktion auf die Dachterrasse. Dies ist mehr als deutlich als Hommage an die Unité d’Habitation von Le Corbusier in Marseille zu verstehen.

Beide Elemente, die Erschließung mittels Aufzügen und der geplante Kindergarten, verdeutlichen den gehobenen Anspruch an die Ausstattung des Gebäudes und repräsentieren mithin den Anspruch des Architekten, den Forderungen der Moderne nach wesentlichen Verbesserungen der Lebensbedingungen der Bevölkerung.



Saarbrücken, Habitat am Stockenbruch (Bild: oben: Marco Kany, unten: Lehnert und Barbian, CC BY SA 3.0)

Ein streitbarer Architekt

Für den Architekten Jean Schoffit war das Wiederaufbauamt des Saarlandes lediglich eine Etappe in seinem Arbeitsleben. Er war am 25. November 1948 rückwirkend zum 1. Mai 1948 eingestellt worden. Am 30. Sept. 1950 erfolgte sein endgültiges Ausscheiden aus dem Dienst, nachdem er bereits am 13. Januar 1950 von seinen Dienstpflichten entbunden worden war.

Schoffit scheint ein streitbarer Architekt gewesen zu sein, wie aus seiner Rede zum Richtfest des Beamtenwohnhauses hervorgeht, in der er die geübte Praxis der Bauaufsichtsbehörden beklagt, die die Neuerungen, wie beispielsweise die gotische Architektur des Straßburger Münsters sicher nicht genehmigt hätten.

Lücken im Lebenslauf

Über die Person Schoffits können zweifelsfrei gesicherte biografische Daten nur bis zu seinem Weggang aus Saarbrücken ermittelt werden. Am 16.3.1911 wurde er in Colmar als erstes Kind der Eheleute Christian und Marie Louise Schoffit geboren. Jean Schoffit heiratete 1934 in Paris Marie Jeanne Guelle (1904-58), die aus Morhange (Mörchingen) in Lothringen stammte. Sein Vater Christian Schoffit (1875-1944) stammte aus einer alteingesessenen Colmarer Familie und arbeitete spätestens seit 1904 als Architekt.

Jean Schoffit absolvierte seine Ausbildung zum Architekt 1934/35 an der Architekturhochschule in Straßburg, die 1922 unter dem Namen École régionale d'architecture als Dépendance der École des Beaux-Arts in Paris gegründet worden war. Von 1945 bis 1948 setzte er seine Studien in Paris fort, ohne dass aus den bislang ausgewerteten Unterlagen der Hochschule hervorgehen würde, dass er dort ein Diplom erlangt hätte.

Für das Jahr 1960 ist ein Jean Schoffit als technischer Mitarbeiter der UNESCO überliefert. Zu diesem Zeitpunkt wohnte er im Großraum Paris und unternahm für seinen Arbeitgeber eine Reise nach Südamerika und in die USA. Möglicherweise ist er identisch mit dem Jean Christian Schoffit, der 1960 Hélène Schoffit heiratete.

Verhindertes Modellprojekt

Das halbrunde Wohnhaus – in der Literatur bisweilen als Habitat Stockenbruch bezeichnet – ist ein sehr frühes Zeugnis für die Umsetzung des Gedankenguts der klassischen Moderne in der frühen Nachkriegszeit. Es hätte als Modellprojekt Vorbild für mehrere weitere Wohnblocks sein können. Schoffit verließ das Saarland etwa zeitgleich mit Pingusson, dessen weitreichende Wiederaufbaupläne für Saarbrücken nicht über das Konzeptstadium hinaus fanden.

Das Gebäude ist seit 1990 als Denkmal der Nachkriegsarchitektur in der Denkmalliste des Saarlandes verzeichnet. Es ist in einem guten Gesamtzustand. Zahlreiche Baudetails sind weiterhin authentisch überliefert. Zur Zeit wird der Außenbau des Beamtenwohnhauses umfassend instandgesetzt. Insbesondere wird eine Betonsanierung durchgeführt. Im Rahmen der Befunduntersuchung durch einen Restaurator wurde dabei festgestellt, dass die ursprüngliche Farbfassung das Skelett mit einem dunkleren Farbton betonte, während die Flächen einen hellen Farbton aufwiesen. Es ist geplant, die Fassade nach Abschluss der Sanierungsarbeiten am Beton entsprechend diesem Befund farblich zu fassen.

Literatur

Bilke-Perkams, Miriam, Habitat Stockenbruch Saarbrücken St. Annual, in: Kunstlexikon Saar. Architektur und Raum. Saarbrücken 2014.

Der Autor bedankt sich bei Wilfred Helmlinger (Strasbourg) und Herr Dr. Rupert Schreiber (Saarbrücken) für die intensive Unterstützung bei der Recherche nach biografischen Hinweisen zur Herkunft Schoffits und zu dessen Verbleib nach 1949/50.

PORTRÄT: Innere Angelegenheiten

von C. Julius Reinsberg



Saarbrücken, ehem. Französische Botschaft (Bild: Marco Kany)

Die Geschichte des Saarlands ist auch eine Geschichte der verpass-ten Gelegenheiten. Die Grenzlage zwischen Frankreich und Deutsch-land und seine wirtschaftliche Bedeutung machten das kleine Land im 20. Jahrhundert wiederholt zum geopolitischen Filetstück, das von beiden Nationen heftig begehrt wurde. Dies verstellte den Blick auf die supranationalen Perspektiven, die sich der Region besonders im europäischen Einigungsprozess eröffneten – oder hätten eröff-nen können.

Ein Geschenk der Propaganda

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Saarland – ebenso wie die ehemaligen Kolonien des Kaiserreichs – der Verwaltung des gerade gegründeten Völkerbundes unterstellt. Das bedeutete de facto zwar eine enge Anlehnung an die Mandatsmacht Frankreich, das Saargebiet blieb jedoch völkerrechtlich Teil des Deutschen Reichs. Kontrafaktische Geschichtsschreibung verbietet sich, aber wer weiß, was sich aus dieser nationalstaatlichen Unbestimmtheit im Zusammen-spiel mit dem aufstrebenden Völkerbund entwickelt hätte – auch und gerade architektonisch. Der Bau des Völkerbundpalastes und der vorangegangene Wettbewerb hielt die Architektenschaft des ganzen Kontinents in den 1920ern in Atem. Eine Volksabstimmung



Felsberg-Berus, Sendehalle „Europe 1“ (Bild: Marco Kany)

moderneREGIONAL

machte 1935 jedoch alle Hoffnungen auf eine supranationale Zukunft des Saarlandes zunichte, über 90 Prozent der Wähler stimmten für den „Anschluss“ an das inzwischen nationalsozialistische Deutschland. Das NS-Regime feierte seinen Sieg mit dem Bau eines monumentalen Theaters in Saarbrücken, das die Propaganda als persönliches Geschenk Adolf Hitlers verklärte.

Ein Hauch von *Élégance*

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs schien sich die Geschichte zu wiederholen. Das Saarland wurde nun ein teilautonomer Staat, war politisch und wirtschaftlich jedoch wieder von Frankreich abhängig. Dem monumentalen Staatstheater wurde in einiger Entfernung auf der anderen Saarseite ein nachkriegsmoderner Konterpart geschaffen: die französische Botschaft nach Entwurf Georges-Henri Pingussons. Der 1951 bis 1954 erbaute Komplex setzt sich aus einer schmalen, längs des Flusses gebauten Hochhausscheibe mit Dachterrasse und einem angeschlossenen repräsentativen Flachbau zusammen. Letztgenannter nahm Gäste des Hauses mit einer großzügigen Auffahrt, einem eindrucksvollen Ehrenhof und einem modernen Foyer in Empfang. Im Inneren überzeugte der Bau mit konsequenter Eleganz, die sich in den geschwungenen Treppenhäusern ebenso ausdrückte wie in den kunstvoll verzierten Tierdrückern. Nicht nur an dieser Stelle läutete der französische Einfluss im Saarland eine architektonische Rückbesinnung auf die Formensprache der Moderne ein.

Ein Hoch auf die Technik

Richtig avantgardistisch wurde es 1954/55 im Umland des saarländischen Örtchens Berus nahe der französischen Grenze. Die neue Sendehalle von Radio „Europe 1“ war ein Pionierbau: Ihr freitragendes Betondach in Form eines hyperbolischen Paraboloids bewies noch vor der Berliner Kongresshalle und den Schalenbauten Ulrich Müthers, dass mit dem richtigen Verfahren auch die gewagtesten freitragenden Betonkonstruktionen möglich waren. In seiner Form erinnert das Bauwerk an eine geöffnete Jakobsmuschel. Die

Symmetrieachse markiert eine portalartige, markante Betonkonstruktion in der Form eines auf den Kopf gestellten V. Man mag dies für ein Zugeständnis an die von Symmetrie geprägten Bauvorstellungen vergangener Zeiten halten. Die Architekten ergänzten es jedoch um eine dezentrale Pointe: Der Eingang findet sich nicht etwa unter dem auch farblich hervorgehobenen Portal, sondern einige Meter daneben.

Die fast gänzlich in Glas aufgelöste Fassade symbolisierte Offenheit und Transparenz. Bei voller Beleuchtung erzeugen die Fensterflächen ein beeindruckendes Negativ des Gebäudes. Dem Besucher eröffnete sich durch die gläserne Wand der Blick auf die hochmodernen technischen Anlagen des Senders, die somit zum Gestaltungselement erhoben wurden: Hier traf nachkriegsmoderne Eleganz auf die technischen Fortschrittsversprechen der 1950er Jahre.

Ein Pausenraum für Europa

Der Name des Senders sagt bereits alles über seine Ambition: „Europe 1“. Der französischsprachige Privatsender umging mit dem Standort im Saarland das Monopol des staatlichen Rundfunks in Frankreich. Mit Telesaar war auch ein privates, deutschsprachiges Fernsehprogramm geplant, das von einem eleganten Fernsehturm neben der Sendehalle übertragen werden sollte. Frankreich und Deutschland handelten derweil nach einer Initiative Robert Schumans das sogenannte Saarstatut aus, das eine Europäisierung des Saarlands vorsah – drei Jahre vor der Unterzeichnung der Römischen Verträge sicherlich eine interessante Perspektive. Dennoch sitzen die meisten EU-Gremien heute bekanntlich nicht in Saarbrücken, sondern in Brüssel. Bei einer Volksabstimmung entschieden sich 1955 fast 68 Prozent der Saarländer gegen das Statut. Die Wahl stellte den Auftakt für den Beitritt zur Bundesrepublik dar, der 1957 den saarländischen Sonderweg zwischen den Nationen beendete. Obwohl sich die französische Architektur und Planung in der kurzen Zeit nicht nachhaltig durchsetzen konnte, ist die saarländische Nachkriegsmoderne ein deutsch-französisches Projekt, das mit Landmarken wie der ehemaligen Botschaft oder der Sendehalle bis heute präsent ist. Ob es bei einem anderen Verlauf der Geschichte zu einem europäischen Projekt hätte werden können, muss Spekulation bleiben.

FOTOSTRECKE: NEUE SCHULEN

mit einem Text von Kerstin Renz und Fotos von Marco Kany



Saarlouis, Grundschule Saarbrücken-Ost, 1956, Peter Paul Seeberger (Bild: Marco Kany)

Die Schulen der Stadt Saarbrücken aus den 1950er Jahren – zur Saarmoderne gehören sie unbedingt mit dazu. In diesem Jahrzehnt ging es darum, einen enormen Aufholbedarf zu bewältigen. Die Planer in den Hochbauämtern taten sich nicht immer leicht, alte Gleise zu verlassen. Doch die Impulse von außen, aus der Schweiz, aus den USA und Skandinavien waren stark und überzeugend. Zahlreiche Architekten hatten sich nach dem Krieg dort umgesehen und kamen mit neuen Schulbaukonzepten nach Hause. Auch in Saarbrücken sollte nach neuen Kriterien gebaut werden: Aufenthaltsqualität im Haus und auf den meist großzügigen Freiflächen, Klassenräume mit flexibel handhabbarem Mobiliar und günstigenfalls zweiseitiger Belichtung für neue Unterrichtsformen, Foyers, Treppenhäuser und Korridore mit viel Licht, Farbe und spielerischen Details, die für eine neue Pädagogik und Offenheit standen. Beste Startbedingungen für eine neue demokratische Jugend? Nicht immer und nicht überall, denn die Unterrichtsmethoden hinkten oftmals der Architektur hinterher. Insgesamt aber wurde in einer Qualität und mit einem fast liebevollen Sachverstand gebaut, der heute immer wieder erstaunt.



Oben: Saarbrücken, Grundschule Hohe Wacht, 1956, Peter Paul Seeberger; unten: Grundschule Rastpfuhl, 1950er Jahre, Peter Paul Seeberger (Bilder: Marco Kany)

moderneREGIONAL



Oben: Saarbrücken, Deutsch-Französisches Gymnasium, 1954, Pierre Lefèvre; unten: Grundschule Saarbrücken-Ost, 1956, Peter Paul Seeberger (Bilder: Marco Kany)

INTERVIEW: „Monsieur l'Architecte“

DW Dreyse im Gespräch mit C. Julius Reinsberg



DW Dreyse (links, Bild: Peter Paul Schepp) und das Rathaus von Le Havre (rechts, Bild: Francesco Bandarin, CC BY SA 3.0)

DW Dreyse lebt und arbeitet als Architekt in Frankfurt am Main und hat sich hier besonders mit dem Schutz des architektonischen Erbes der 1920er Jahre einen Namen gemacht. In den 1960ern arbeitete er in Paris für das international renommierte Büro von Georges Candilis und unterrichtete anschließend viele Jahre an der Architekturschule in Straßburg. Mit moderneREGIONAL sprach er über seine Erfahrungen als deutsch-französischer „Grenzgänger“.

moderneREGIONAL: Herr Dreyse, Sie kamen 1963 als junger Architekt nach ihrem Studium in Darmstadt nach Paris – ein Kulturschock?

DW Dreyse: Nein, für mich war es einfach, weil ich relativ wenig praktische Erfahrungen aus Deutschland mitbrachte. Ich hatte nur ein Jahr lang in einem Frankfurter Büro gearbeitet, ein praktisches Jahr zwischen Vor- und Hauptstudium. Einen Kulturschock erlebte eher an der „École des Beaux-Arts“, für die ich ein Stipendium hatte. Dort traf ich auf wilde Kerle, die sich mehr für Musik und Feste interessierten als für das Architekturstudium. Ganz anders als an der Hochschule in Deutschland. An diesem Studium hatte ich wenig In-

moderneREGIONAL

teresse, nach einem Vierteljahr fing ich an, zu arbeiten. Ich begann im Büro von Georges Candilis und blieb dort über sieben Jahre. In dem internationalen Büro arbeiteten 20 bis 30 Mitarbeiter aus allen Nationen – es gab alles, nur erstaunlicherweise keine Franzosen! Vielleicht hatte ich einen Stein im Brett, weil ich aus Frankfurt kam und das Büro gerade einen Entwurf für den Römerberg gemacht hatte. Jedenfalls kam ich gleich an Wettbewerbe, konnte mir Freiheiten erarbeiten und wurde schon nach einem Jahr Projektleiter für städtebauliche und Hochbauprojekte in Südfrankreich.

mR: Architektur funktionierte also in Frankreich nicht anders als in Frankfurt?

DWD: Was in Frankreich grundsätzlich anders war und teilweise noch heute ist, ist das Berufsverständnis. Die Architekten selbst betreuen im Wesentlichen die Entwurfsphase. Die ganze Ausführungsphase wird abgegeben. Das übernehmen Ingenieurbüros, die sich um Statik, Haustechnik, Brandschutz und so weiter kümmern. Der planende Architekt hat zwar die gestalterische Oberleitung, aber mit den Details wenig zu tun. Außerdem ist die Architektenszene in Frankreich eine völlig andere als in Deutschland, schon numerisch. Es gibt schlicht wesentlich weniger Architekten, vielleicht ein Zehntel der Anzahl der deutschen Kollegen.

mR: Warum gibt es so wenige Architekten? Ist die Ausbildung so schwer?

DWD: Nein, das hängt vor allem mit der traditionellen gesellschaftlichen Stellung des Architekten in Frankreich zusammen. Früher gehörte er zu den Berufen, die im Dienste des Königs tätig waren. Eine ganz besondere Auszeichnung. Lange wurden Architekten nicht mit Namen, sondern mit „Monsieur l'Architecte“ angesprochen. Herr Architekt! Davon hat sich bis heute etwas erhalten. Die Architektenschaft hat lange wie eine Art Kaste dafür gesorgt, unter sich zu bleiben. Es war eine große Ehre, in die Berufskammer, den „ordre des architectes“, aufgenommen zu werden. Heute ist das alles einfacher, aber es gibt immer noch die Hürde des Diploms. In Deutschland gibt es etwa 75 Architekturschulen, in Frankreich sind es 20. An der Architekturschule in Straßburg, an der ich später lehrte, brauchte man sechs bis sieben, manchmal acht Jahre, bis man das Diplom bekam. Pro Jahr gab es 40 bis 50 Absolventen, nicht mehr. Der Beruf ist also



Forbach, Grand Ensemble "Le Wiesberg" (Bild: Marco Kany)

moderneREGIONAL

bis heute exklusiv. Und im Gegensatz zu Deutschland gibt es die Kategorie des angestellten Architekten nicht. Ich arbeitete bei Candilis etwa als technischer Zeichner. Ich war zwar Projektleiter, durfte Bauanträge unterzeichnen und hatte viele Kompetenzen, durfte mich aber nicht Architekt nennen.

mR: Ließ sich dieses spezifische Berufsbild mit dem Wiederaufbau vereinen, als Architekten in ganz Europa sehr gefragt waren?

DWD: Die Vichy-Regierung hatte schon 1942 eine Kommission für den Wiederaufbau eingerichtet. Sie verfügte über ausgezeichnete Kontakte zu einzelnen profilierten Architekten. Die wurden dann ziemlich schnell beauftragt, Wiederaufbaupläne zu entwickeln und umzusetzen, also nicht nur ein Team zusammenzustellen, sondern die gesamte Planung in die Hand zu nehmen. Bevorzugt beauftragt wurden Architekten, die nachweislich über städtebauliche Kompetenzen verfügten. Auguste Perret beispielsweise hatte 1930 utopische städtebauliche Entwürfe für Paris vorgelegt. Das war seine Referenz, um mit dem Wiederaufbau von Le Havre beauftragt zu werden. Wie die meisten seiner Kollegen, die als Hochschullehrer tätig waren, verfügte er über ein sogenanntes Atelier, seine Studierendeklasse an der „École des Beaux-Arts“. Sie folgte ihrem Meister bedingungslos und musste seine Wünsche an den Lippen ablesen können. Eine eingeschworene Gemeinschaft. Für die konkrete Arbeit vor Ort wurden die Schüler in die Pflicht genommen, während Perret selbst seine Projekte in Paris politisch vertrat und nur hin und wieder in Le Havre auftauchte. Auch andere Wiederaufbauprojekte liefen ähnlich ab.

mR: Was bedeutete das für die deutschen Städte in der französischen Besatzungszone?

DWD: Auch hier sind solche Großmeister mit den Planungen beauftragt worden. Diese Teams und Ateliers waren mit allen notwendigen Vollmachten ausgestattet, schon von der Struktur völlig anders als in Deutschland. Beim Wiederaufbau haben sie versucht, die städtebaulichen Ideale umzusetzen, die sie in den 1920er und 1930er Jahren entwickelt hatten, ohne Rücksicht auf die Geschichte der Stadt zu nehmen. Eine Radikalität, die typisch ist für die französischen Architekten dieser Zeit. In Frankreich ging man mit einer aus

heutiger Sicht bewundernswerten Radikalität ans Werk. In Deutschland ist das übrigens damals kaum wahrgenommen worden. Dabei war Frankreich viel weiter, abgesehen von Ausnahmen wie dem Berliner Hansaviertel.

mR: Wann wagten die deutschen Architekten den Blick über den Tellerrand?

DWD: Erst in den 1960er Jahren. Nachdem die ersten großen Wohnsiedlungen in Frankreich gebaut worden waren, die „Grands Ensembles“. Das hat viele deutsche Architekten inspiriert, Trabantenstädte wie Neuperlach in München oder Kranichstein in Darmstadt sind ohne die „Grands Ensembles“ undenkbar. Auch die Industrialisierung im Bauwesen ist eine französische Errungenschaft. Sie hat ihren Ursprung zwar in Deutschland, wo etwa Ernst May als Pionier auf diesem Gebiet tätig war, wurde aber hier nicht weitergeführt. Das erste Beispiel der Vorfabrikation im großen Stil liegt in Straßburg, die „Cité Rotterdam“. Die Siedlung war ein Pilotprojekt für ganz Frankreich, hier wurden seit dem Ende der 1940er Jahre verschiedene Methoden der Vorfabrikation sowie ganz unterschiedliche Gebäudetypen getestet. Entsprechende Siedlungen haben im ganzen Land Schule gemacht, in den 1970er Jahren uferte der Trend jedoch aus. Die Planungen wurden riesenhaft und entwickelten sich oft zu Brennpunkten. Wenn eine so große Anzahl von Menschen neu zusammengewürfelt wird, hat das soziale Folgen. Eine bittere Erfahrung in Frankreich wie in Deutschland.

mR: Gab es auch Dinge, die sich die französischen Architekten von ihren deutschen Kollegen abschauten?

DWD: Da gab es wenig abzugucken. Abgesehen vom Bauhaus natürlich. Das Bauhaus hatte in den 1920er Jahren einen großen Einfluss in Frankreich, der sich gehalten hat. Im Gegensatz zu Deutschland, wo das Bauhaus erst ab den 1960ern wieder als Referenz dienen konnte.

Dr. Karin Berkemann, * 1972, Dipl.-Theol., Kunsthist. M. A., Fortbildung „Architekt in der Denkmalpflege“, seit 2002 freie Projekte, 2008-10 wiss. Volontärin/Angestellte beim Landesamt für Denkmalpflege Hessen, seit 2013 Kustodin/Lehrauftrag der Uni Greifswald.

Axel Böcker, Dipl.-Ing., Referent im Landesdenkmalamt des Saarlands, Lehrbeauftragter für Kunstgeschichte an der Universität des Saarlandes.

Carsten Diez, * 1965, Studium der Architektur in Aachen und Wien, Mitarbeit in den Büros BauCoop Köln, Gerber & Partner Dortmund sowie Miroslav Volf Saarbrücken, 2000 Gründung von baubar urbanlaboratorium, 2013-17 Landesvorsitzender des BDA Saarland.

Marco Kany, * 1971, seit 2004 selbständiger Grafik- und Fotodesigner in Saarbrücken.

Dr. des. C. Julius Reinsberg, * 1987, Historiker, 2007-12 Studium der Geschichtswissenschaften und Germanistik in Bonn und Gießen, 2014-17 Promotion am Lehrstuhl für Neueste Geschichte in Frankfurt am Main, heute Geschäftsführer der ernst-may-gesellschaft Frankfurt am Main.

Dr.-Ing. habil. Kerstin Renz, Studium der Kunstgeschichte, Germanistik, Geschichte der Naturwissenschaften und Technik, Autorin und Wissenschaftsjournalistin, Lehraufträge in Kassel und Stuttgart, Habilitation zum Schulbau der 1950er Jahre, Vertretungsprofessorin Architekturgeschichte an der Uni Kassel.

Hefredaktion: M. Kany/C. J. Reinsberg, Frankfurt/M. 2018

Titelmotiv: Saarbrücken, ehem. Französische Botschaft (Bild: M. Kany)

Herausgeber: D. Bartetzko, K. Berkemann, C. J. Reinsberg

Onlineversion des Hefts: www.moderne-regional.de/saarmoderne-18-3/

ISSN (online): 2365-0370; **HBZ-ID:** HT018260134; **ZDB-ID:** 1050988183; Letzte Änderungen am Dokument: 19. August 2018.

Die Urheberrechte für die Beiträge liegen jeweils bei den Autoren, die Rechte für die Abbildungen wie jeweils am Bild angegeben. Es gelten die Ausführungen des Impressums von moderneREGIONAL:

www.moderne-regional.de/impressum/.

moderneREGIONAL gUG (haftungsbeschränkt), c/o Dr. Karin Berkemann, Frankenallee 134, 60326 Frankfurt am Main, 0179/7868261, k.berkemann@moderne-regional.de, www.moderne-regional.de.